

Der Band steht für ein Um- und Weiterdenken, auch wenn er über einen ersten, fragmentarischen Leitfaden, eine Inputsammlung als Reaktion auf die spezifischen historischen Bedingungen, an die Gesellschaftskritik heute anknüpfen muss, kaum hinauskommt.

Vera Margareta Weithas (Berlin)

**Hassler, Katrin, *Kunst und Gender. Zur Bedeutung von Geschlecht für die Einnahme von Spitzenpositionen im Kunstfeld*, transcript, Bielefeld 2017 (310 S., kt., 37,99 €)**

Das Kunstfeld ist ein soziales Universum, in dem im Vergleich zu Wirtschaft oder Politik mehr Frauen anzutreffen sind, denen es zudem »in besonderem Maße möglich ist, Spitzenpositionen einzunehmen« (145). Doch basiert ihre Präsenz in Museumsdirektionen und Künstler/innen-Rankings darauf, dass das Kunstfeld relativ weit von den entscheidenden Machtpositionen entfernt ist. Das wird besonders in Gesellschaften deutlich, in denen der professionellen Beschäftigung mit Kunst weniger Bedeutung zukommt, etwa im Iran: Hier sind Frauen außergewöhnlich erfolgreich. Denn, so Verf., die »Professionalisierung von Frauen in Bereichen der symbolischen bzw. kulturellen Produktion kann [...] als eine Ausdehnung des privaten – der Reproduktion zugeschriebenen – Raums verstanden werden; demgegenüber steht ein in weiten Teilen exklusives ökonomisches (aber auch politisches) Feld« (260). Hinzu kommt, dass Frauen viel stärker in vermittelnden als in produzierenden Sektoren des Kunstfelds erfolgreich sind, was die »weibliche« Konnotation bestimmter Tätigkeiten und Charakteristika reproduziert. Dennoch müssen Frauen auch hier besser ausgebildet sein als Männer, um in die in gleichen Positionen zu kommen. Die Möglichkeit, an die Spitze eines Feldes zu gelangen, besteht vor allem dann, »wenn die Profession gesellschaftlich mit vergleichsweise weniger Reputation verbunden ist« (259). Steigt aber die Reputation, steigt auch die Zahl der Männer, die hier die Spitzenpositionen einnehmen.

Für diese kaum überraschenden, patriarchalen Prägungen des Feldes gibt es jetzt empirische Belege. Verf. hat jene 2500 Künstler/innen untersucht, die das Portal ArtFacts.Net – basierend auf der Auswertung von Ausstellungsbeteiligungen – als internationales Spitzenfeld der Kunst führt. Sie bezieht Alter und Tätigkeitsort ein und diskutiert die verschiedenen Grundlagen für die Berechnung des Gender Pay Gap, denn auf dem Kunstmarkt erzielen die Werke männlicher ›Top-Künstler‹ ein Vielfaches dessen, was die Arbeiten von Künstlerinnen einbringen. Auch der Mittelwert der maximal erzielten Zuschlagpreise ist fast zehn Mal höher (419000 € bei Künstlerinnen, rund 4 Mio. bei Künstlern, 212). Befragt wurden ferner Positionen von Galerist/innen, Museumsdirektor/innen, Sammler/innen und Kurator/innen, »hinsichtlich des symbolischen und ökonomischen Kapitals« (146). So bietet sich die Möglichkeit, Debatten um Geschlechtergerechtigkeit (nicht nur) in der Kunst fortan auf der Basis gesicherter Fakten zu führen.

Verf. liefert allerdings weit mehr als Zahlen und ihre Interpretationen. Zum einen geht es um eine Synthese der Forschungsfelder, die sich mit Kunst und Geschlecht beschäftigen. Dazu gehören vor allem vier: »die soziologische, die kulturpolitische und die kunsthistorische Perspektive sowie die der Geschlechterforschung« (23). In der Kunstgeschichte etwa sind von Feministinnen und Marxistinnen wie Linda Nochlin oder Griselda Pollock schon vor Jahrzehnten Ausschluss und mangelnde Sichtbarkeit von Frauen zum Thema und die Wertmaßstäbe in Frage gestellt worden, die »große« Künstlerinnen als »groß« oder »Spitzenpositionen« als »Spitze« eines Feldes auszeichnen. In der Kunstsoziologie beschränkt sich die Geschlechterperspektive eher auf Randbemerkungen etwa zur Rolle der Frauen in den Salons des 19. Jh. Daran knüpft Verf. an und entwickelt,

was sie »Gender-Kunstfeld-Theorie« (129) nennt. Darin geht es um »Exklusionsmechanismen« sowie um nach wie vor wirksame Bilder wie das des »genialen, männlichen Schöpferkünstlers« (142).

Zum zweiten verknüpft sie die Kunstfeldtheorie Bourdieus mit dessen bislang damit unverbundenen Ausführungen zur »männlichen Herrschaft«. Ob ein Kunstwerk als gut oder schlecht gilt, eine Position als anerkannt oder nicht, richtet sich nach Maßstäben, die im Feld der Kunst andere sind als im Sport oder in der Wirtschaft. Die »männliche Herrschaft« ist nach Bourdieu eine bestimmte Ordnung des Sozialen, die kaum hinterfragt wird, weil sie auf »natürlichen« Selbstverständlichkeiten gründet, auf einer dualistisch-hierarchischen Wahrnehmungsweise, die sämtliche kategorialen Gegensätze – öffentlich/privat, hell/dunkel, hoch/tief – geschlechtlich konnotiert. Die Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre und der darauf gründende, geschlechtlich regulierte Zugang zum öffentlichen Raum ist bis heute wirksam. Auch wenn es Frauen im Kunstfeld vom bürgerlichen Salon bis zur Galerie der Gegenwart eher gelingt, »professionelle Positionen« (142) einzunehmen, bleibt die Ausstattung mit symbolischem Kapital, also Anerkennung und Reputation, immer ungenügend. Verf. wertet diese Positionseinnahmen dementsprechend auch weniger als Übernahme von Machtpositionen als vielmehr als »Perpetuierung geschlechtlicher symbolischer Machtverhältnisse« (271).

Jens Kastner (Wien)

## Soziologie

**Becker, Matthias Martin**, *Automatisierung und Ausbeutung. Was wird aus der Arbeit im digitalen Kapitalismus?*, Promedia, Wien 2017 (239 S., br., 19,90 €)

Bei der Beantwortung dieser Frage schöpft Verf. aus eigenen Erfahrungen als Arbeiter (u. a. Kraftfahrer, Call-Center-Agent, Altenpfleger) sowie klassischer und gegenwärtiger Literatur zur Automatisierung. Als roter Faden dient das Transformationsproblem der Arbeit: Wie lässt sich das vorhandene Arbeits*potenzial* eines Arbeitenden in eine tatsächliche, messbare Arbeits*leistung* überführen? Bereits Frederick W. Taylor versuchte das Transformationsproblem fürs Management durch Arbeitszerlegung zu lösen, die die Schritte des Arbeitspensums genau festlegt, messbar und somit kontrollierbar macht. Becker versucht, diesen Ansatz im Kontext eines digitalisierten Kapitalismus erneut zu beleuchten und will dabei Wunschträumen und Missverständnissen von menschenleeren Fabriken und dem utopischen Ende der Arbeit bzw. durch Automatisierung ausgelöster Massenverelendung entgegenwirken. Das Neue an der digitalen Automatisierung sei nicht, dass Arbeitsplätze wegfallen, sondern dass der Arbeiter steigender Kontrolle durch Algorithmen ausgesetzt wird: »Das Ziel ist die *Taktung der Fabrikarbeit* insgesamt. Steuerung und Optimierung – klassische Aufgaben des Managements – werden der Software überantwortet und der Produktionsprozess algorithmisch gesteuert.« (65)

Während die Projektgruppe *Automation und Qualifikation* an der FU Berlin in den 70er und 80er Jahren noch gegen den Verelendungsdiskurs des linken Mainstreams einschließlich der Gewerkschaften versuchen musste, »die praktischen und theoretischen Gründe zusammenzutragen, die die Arbeitenden und ihre Organisationen ermutigen sollten, offensiv Politik mit der Automatisierung zu machen, nicht nur gegen sie« (F.Haug u. a., *Widersprüche der Automationsarbeit. Ein Handbuch*, Berlin/W, 1987, 8), will